Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Die Ehrabschneider [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571844

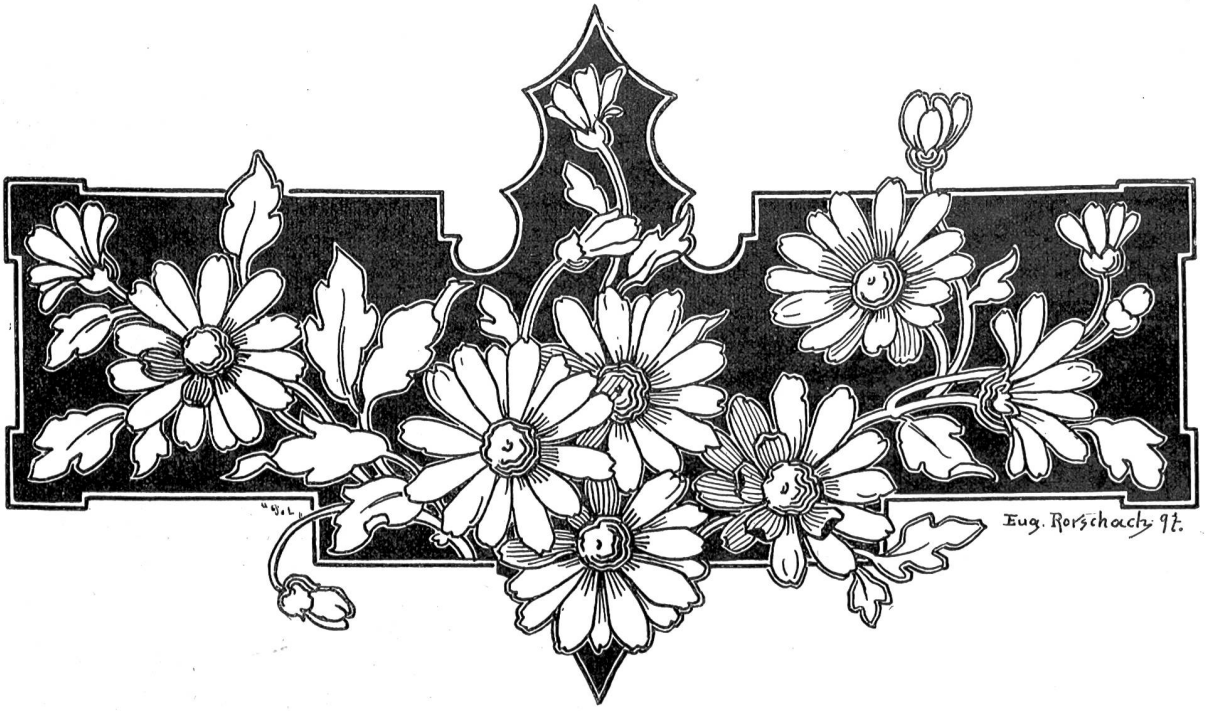
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Ehrabschneider.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Ernst Zahn.**

III.

Der Föhn ist ein heimlicher Wind, ein heimtückischer Schleicher. Unter dem sternenschillernden Himmel kommt er gesäuselt, flüstert an den Hausecken, drückt sich wie ein redender Mund an die Fensterscheiben und winselt in den Schornsteinen. Aber heimlicher und schleichender und schneller ist die üble Nachrede. Die stiehlt sich durch Spalten und Ritzen, die weiß durch Wände und Mauern lauter zu reden als der Föhn, wenn er zum Sturme wächst! Die ist der größere Prediger als alle jene, die in lautesten Lauten von den Kanzeln predigen, und sie hat tausend Hörer, wo der Pfarrer hundert hat. Zu Waltingen geht eine Woche lang das Fragen von Nachbar zu Nachbar: „Weißt es auch schon? Hast es auch schon gehört? Des Präses Bub und die Diog-Anna haben es mit einander!"

Was wäre weiter dabei, wenn der Bub und das Mädchen wären wie der Hans vom Bauer links und die Grete vom Bauer rechts, die ungefähr gleich viel Kühe im Stall haben! Von solchen Liebschaften ist das Dorf alleweil voll, und ob auch die wenigsten gleich zum Heiraten führen, was ist dabei? Aber der Muheim-Kari ist reich, und die Anna ist blutarm und in einem Laushüttlein daheim; soll Arm und Reich zusammen kommen? Das wäre doch die verkehrte Welt, seit die Welt so verkehrt ist.

Nun sind freilich der Muheim und die Diog-Anna ein Großteil selber schuld daran, wenn über sie geredet wird. Sie sind wie blind und taub gegen alles andere, als was gerade ihre Herzenslust angeht. Seit dem Abend, an dem sie zum Aerger des Herger-Toni Hand in Hand auf der Bank gesessen haben, scheint ein Fieber in den Muheim gefahren zu sein. Es vergeht kein Tag, daß er nicht einmal an der Dioghütte vorüberstreicht oder sich an der Waschhütte zu schaffen macht, und kein Feiertag und Sonntag, an dem er nicht mit der Anna zusammen gesehen wird. Manch' einer und eine, die nach Zunachten noch unterhalb Waltingen zu thun gehabt, haben die Beiden bei einander stehen sehen, wie halt Verliebte bei einander stehen. Und bald raunt sich das Dorf auch zu, daß sie am hellen Tage mit einander im Wald herumsteigen, auf den verlorensten Wegen, die Herger-Helmine habe sie selber vom Dachfenster ihres väterlichen Hauses aus hoch oben im Bannwald sitzend mit dem Fernglas entdeckt.

Der Kari und sein Mädchen hätten es wohl kaum geleugnet, hätte einer sie darum befragt. Es ist ganz wahr, daß sie sich da oben finden. Vom Dorf aus steigt die Anna hinauf, und der Kari macht einen Umweg über Lehnen, durch Geröllhalden und Schluchten, und oben im Bannwald, wo eine Lichtung ist und ein mächtiger Block ein gutes Dach abgibt für zwei, unterzukriechen, da treffen sie zusammen und setzen sich auf einen großen Stein.

Es ist ein wundersamer Ort. Im Rücken steht ihnen der graudunkle Fels, auf zwei Seiten schützen sie die

leuchtend grünen Fichten und die schwarzen Tannen und nur nach vorn ist ihr Schlupfloch offen wie eine Halle, da sieht der Himmel herein, und da hinein kann auch vom tief unten liegenden Dorfe eines schauen, wenn es eben einen Zweck dabei verfolgt und ein Fernrohr vor die Augen hält. Dem Kari und seinem Mädchen ist da oben manchmal frommer zu Mut, als in der Kirche, wenn der gestrenge Hochwürdige von der Kanzel herunterdonnert. Sie sind überhaupt stiller als manches Liebespaar und verständiger. Es ist selten, daß das Blut über sie Herr wird und ihre Lippen nach einander durstig werden. Es ist fast etwas Fürnehmes um ihre Liebschaft. Das Mädchen, das sonst nicht die Stillste ist und gleich auflodert, hat wenig Worte, wenn sie bei dem Burschen sitzt, so, als sei seine Nähe ihr genug. Und der Kari lebt schon mehr in der Zukunft als in der Gegenwart; denn er hat eines vor vielen andern voraus, er meint es ehrlich mit dem Mädchen. Wie sie so an einem hellen Sonntag da oben bei einander hocken, da möchte es gut gewesen sein, wenn einer von ihren Neidern in der Nähe versteckt gewesen wäre und sie hätte sehen können. Der Kari hält Annas Hand in der seinen, sie lehnt leicht mit dem Arm an seiner Schulter. Ueber ihnen ist der blaue Himmel und die Sonne, und von dem heißen Glanz, den Himmel und Sonne spenden, zittert die Luft zu ihren Häuptern. Um die Spitzen des stillen Waldes spinnt es wie von goldenen Fäden; manchmal glänzt in dunklen Tiefen ein heißer Silberschein auf, das ist eine sich mächtig wölbende Felsbrust oder ein vom Berge gebrochener Block, dessen Glimmer wie die Schuppen eines Panzers blinken. Ringsum aber ist eine überwältigende Ruhe. Selbst das Brausen der Bergwasser dringt nicht in diese Höhe. Ein leiser Luftzug, der die Nadeläste der nächsten Bäume rührt, ein Käfer, der ein Blütlein des üppig gedeihenden Heidelbeerkrautes um das andere besteigt und bewegt, eine tanzende Mücke oder eine schaffende Spinne bringen das einzige Leben, und die stören die Beiden nicht. Da sitzen sie dann, und der Kari spricht davon, was werden soll: wie er mit dem Vater reden will, wann er erst seinen nächsten Militärdienst hinter sich hat, der ein paar Wochen dauert, und vor dem er nichts unternehmen mag, damit er nachher zuhaus sei, möge es geben, was es will! Was sie treiben wollen mit einander, wenn sie verheiratet sind; denn, daß sie aufs Gut, dem Vater seines, nicht heiraten können, wo der Vater von seiner zweiten Frau eine Menge Kinder hat, das versteht sich von selbst! Wie sie sich einrichten werden für den jungen Haushalt, wie sie die Schulden bezahlen, die so ein Heiraten immer mit sich bringt. So sitzen sie und reden wie die Alten. Der Kari redet; denn die Anna nickt nur mit dem Kopf, drückt manchmal die Finger ein wenig fester über seiner Hand zusammen oder schmiegt sich näher an ihn heran. Und wenn sie ja einmal aufsieht, dann leuchtet in ihren Augen eine so glückliche Dankbarkeit, daß der Bursche dann wohl einmal das Denken und Reden vergißt und sie in die Arme nimmt. Zu rechter Zeit gehen sie immer wieder auseinander, und auch an ihrem Abschiednehmen ist etwas Ehrliches. Sie legen die Hände zusammen. Ein „Schlaf gut" oder „leb wohl" geht einmal hin und einmal zurück; ihre Augen lachen einander an, und dann küssen sie sich still und gehen ihrer Wege.

So ist an ihrer Liebe nichts Sträfliches, ob auch keine Vorsicht an ihr ist.

Ein Wunder wäre es freilich gewesen, wenn das Gerede, das in Waltingen über sie umgeht, nicht dem Präses zu Ohren gekommen wäre. Aber der ist ein verständiger Mann. Sein Bub, der Kari, das einzige Kind aus seiner ersten Ehe, die der Tod nach zehn glücklichen Jahren gelöst hat, ist in den letzten Jahren des Vaters Zucht entwachsen und hat mehr Recht und freieres Wort, als sonst die Väter den Söhnen zugestehen. Dem Präses sind aus einer zweiten Ehe, die er zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau geschlossen hat, nach und nach acht weitere Kinder ins Haus gewachsen; da ist er, obgleich ein vermöglicher oder fast reicher Mann, der Hülfe seines erwachsenen Buben auf seinem weiten Bauernbesitz froh. Und weil er weiß, daß er selber jung und gern lustig gewesen ist, so läßt er die Waltinger eine Weile rätschen, thut nicht dergleichen und läßt den Kari gewähren.

Aber Neid und böser Wille sind zwei schlimme Gesellen, die ein Feuer zu schüren wissen, wo nur ein kleines Fünklein ist. Ein Funken Aerger mag auch wohl in des Präses Brust sein, daß sein Bub in der Leute Mäuler gekommen ist.

Eines schönen Tages, als der Präses eben mit Frau und Kindern über der Frühstücksmilch sitzt, tritt der lange Briefträger in die Stube und reicht dem Muheim die Post über den Tisch. Der ist nicht neugierig; er legt das Päckchen Briefschaften, die doch nur Amtssachen enthalten mögen, neben seine Milchschale, läßt den Briefträger ruhig wieder gehen, schneidet das Brod und den Käs und schlürft die Milch und plaudert zwischen hinein mit Weib und Kind. Der Kari ist mit dem Knecht schon wieder bei der Arbeit. Nach einer Weile steht auch die Frau auf, die Kinder zotteln ihr nach, soweit sie noch zu klein sind, in die Schule zu gehen, die andern haben sich fortgemacht. Da erst setzt sich der Präses an seinen unförmigen Schreibtisch, läßt die Klappe herunter und bringt mit linkischen Händen die Brille auf die Nase; es ist seltsam, wie die Fäuste, die die Holzaxt so sicher schwingen, ungeschickt sind, die leichte Brille zu fassen. Er hebt von seiner Post den ersten Brief ab, hält ihn weit von sich und liest die Adresse; dann sieht er nach

Der Garnknäuel. Bleistiftstudie von Alfred van Muyden (1853).
Original im Besitz von Frau Demole-van Muyden, Genf.

dem Poststempel, und weil er nur den Waltinger darauf finden kann, verspart er in der Annahme, daß es wohl wieder einer seiner Bauern sei, der ihm klagt oder ihn anbettelt, sich das Lesen, bis er die andern Briefe gemustert hat. Gemächlich nimmt er sie, einen nach dem andern vor, reißt sie auf und liest. Dabei wird sein Gesicht ein anderes. Es ist sonst offen mit hellen Augen und gutmütigem, fast ein wenig phlegmatischem Ausdruck; der Mund, den ein starker, blonder, mit grau gemischter Bart umgibt, lacht gern, und die breite, weiße Stirn ist glatt, als hätten keine trüben Tage darin Andenken zeichnen können. Jetzt aber, während der Bauer den Präses herauskehrt, ziehen sich seine grauen Brauen zusammen, seine Lippen schließen sich, und der Kopf ist sinnend vornübergebeugt; Scharfsinn leuchtet plötzlich von der Stirn. Mit demselben ernsten Gesicht kommt der Muheim zuletzt über den Brief, den er vorhin bei Seite gelegt hat. Er mustert noch einmal die Adresse: der Schreiber führt eine ungelenke Hand. Es wird wohl einer sein, der seine Pfeife verkehrt in die Tinte gesteckt und mit dem Mundstück geschrieben hat, denkt der Präses. Schließlich zerrt er den Umschlag auf. Er sieht gleich nach der Unterschrift, damit er weiß, mit wem er es zu thun hat. Aber — es ist keine Unterschrift da. Jetzt zuckt es ihm übers Gesicht. Er hebt zu lesen an, und dann quillt das dunkle Blut langsam zu Hals und Wangen und Stirn. In dem Augenblick tritt seine Frau wieder herein. Der Präses legt den Brief hin und sagt: „Du, sag' dem Kari, daß er zu mir kommt!"

Sein Ton muß sonderbar sein; denn die Frau zögert. Aber da grollt er auch schon: „Auf der Stelle soll er kommen."

Es geht keine fünf Minuten, so steht der Kari da, in der Stallblouse, barfuß; aus Versehen hat er selbst den Roßstriegel mit hereingebracht, so hat die Stiefmutter ihn getrieben zu eilen.

„Brennt's," meint er, als er zum Vater herantritt. Der sieht ihn einmal von oben bis unten und einmal von unten bis oben an, dazu sagt er: „Du scheinst mir auch ein Narer zu sein, du."

Der Kari wird rot, die geringschätzige Rede trifft seinen Stolz.

„Warum?" fährt er halb protzig, halb unsicher auf.

„Da lies!" sagt der Präses und schiebt ihm den Brief hin. Die Muheimin ist wieder eingetreten; die drei Kleinsten hängen ihr am Rock und verführen einen Höllenspektakel, während sie sich zu den Männern hinstellt und wundert, was es zwischen denen gibt. Der Kari hat den heißen Zorn in Augen, Wangen und Stirn, es ist fast zum Fürchten, wie das jäh in ihm aufgekrochen ist.

Als er zu Ende gelesen hat, stößt er einen wilden, unverständlichen Laut aus, zerknüllt und zerreißt den Brief und stampft ihn unter die Füße. „Das ist eine Lüge," schreit er so laut, daß das kleinste seiner Geschwister vor Schreck hintenüber plumpst und nachher alle drei ein Zetern anheben, als sei die Rute zwischen sie gefahren.

Der Präses bleibt anscheinend ganz ruhig. „Nun, bist etwa dem Mädchen nicht nachgelaufen?" fragt er.

„Das wohl," keucht der Junge halb flennend, „aber — —"

Da donnert der Vater los. Er kann zornig werden, wenn er anfängt. „Bist nicht bei ihr gehockt, Tag für Tag?"

„Doch, aber —"

„Hast nicht Tag und Nacht freien Zugang zu dem Hudelmädchen?"

„Es ist nicht wahr," schreit der Kari. Er schreit jetzt so laut wie der Bauer selber, und die Bäuerin, die in der Straße die Leute still stehen sieht, sucht mit aller Mühe die Brausköpfe zu beruhigen. Der Kari dämpft darnach auch die Stimme ein wenig. „Für das, was da in dem Brief steht, wäre mir das Mädchen viel zu gut," sagt er, und die Stimme zittert ihm, weil er selber vor Erregung zittert. „Heiraten will ich die Diog-Anna, und wenn ich eines heiraten will, bringe ich es nicht zuerst in Schande."

„Heiraten?" sagt der Präses, als hätte er aus allem nur das herausgehört, „Da wirst schon warten."

„Ja, heiraten will ich sie," trotzt der Bub.

Da geht dem Präses erst recht die Galle über, und er fängt an, die Diogin und ihr Mädchen zu schelten, über die er Tags seines Lebens noch kaum etwas Böses gedacht oder geredet hat, schilt über sie und läßt keinen guten Fetzen an ihnen. Der Bub bleibt ihm wenig Worte schuldig. Sie geraten so heftig aneinander, daß die Muheimin, die eine starke und eine ist, die sich nicht gleich fürchtet, den Kari kurz entschlossen beim Arm nimmt und ihn aus der Stube führt.

Der Brief hat in den sonst friedlichen Haushalt einen schlimmen Unfrieden gebracht. Vater und Sohn setzen ihre Köpfe auf, und weil beide gleich hart sind, so haben sie von da an ein übles Zusammenhausen. Was er hat sollen, hat der Brief aber doch nicht erreicht; denn der Kari ist so entschlossen wie vorher, daß er die Anna und keine andere zum Weib haben will. Er hat darüber nachzudenken begonnen, wer ihm den lieben Streich gespielt haben und der brave, ehrliche Schreiber des Briefes gewesen sein kann! Plötzlich ist vor seinem innern Auge der Herger-Toni gestanden, so als sähe er ihn leibhaftig mit seinem Fuchsblick. Der und kein anderer kann es gewesen sein!

Aber so ganz auf der rechten Fährte ist der Kari doch nicht. Da hätte er schon am Abend vor dem

Streit mit dem Vater in einer Mädchenkammer sein müssen. In der Kammer wohnt die Herger-Helmine.

Von der Zeit an, seit sie sicher wissen, daß der Muheim-Kari hinter der Tochter der Wäscherin her ist, haben die Hergerischen keine rechte Ruhe mehr gehabt. „Auseinander müssen sie," hat die Hergerin sich verschworen, laut, daß es Mann und Kinder haben hören können, und nachher haben sie alle wie auf Verabredung, aber jedes auf seine Art, an dem Auseinanderbringen zu schaffen begonnen. Die Hergerin ist eine, die gerne in der Hausthür steht. Jetzt hat sie einen Zweck gehabt, dort zu stehen. Ist eine Weibsperson vorbeigegangen, mag sie gewesen sein, wer sie will, sie hat sie mit einem „Gut Tag" gestellt und mit der Frage: „Weißt etwas Neues?" Es müßten keine Weiber gewesen sein, wenn die Frage sie nicht aufgehalten hätte. Da ist denn jeweilen ein Gespräch entstanden, während dessen die Hergerin vertraulich geworden ist und ganz heimlich gefragt hat: „Hast es auch schon gehört? Ist es wahr, daß die Diog-Anna in Schand kommen will?" Das hat sie immer so wohl einzuflechten gewußt, daß keinem Menschen hat in den Sinn kommen können, daß sie die erste Verbreiterin der Nachricht sei.

Bleistiftstudie zum Porträt des Herrn Tronchin, von Alfred van Muyden (1885), im Besitz der Familie.

Was die Hergerin in der Straße und bei den Weibern, das hat der Herger, ein wenig aus Gehorsam gegen seine Frau, ein wenig aus eigener Verschlagenheit und endlich ein wenig aus Dummheit bei den Männern im Wirtshaus herumgesagt.

Der Toni hat sich eine andere Aufgabe gestellt; er hat das Dorfgeschwätz reif werden lassen, dann ist er bei den Dorfbuben schüren gegangen, die, obgleich selber die unberufensten Richter, dort grobe Lynchjustiz zu üben gewohnt sind, wo irgend einer ins Gerede kommt oder ihnen sonst mißfällt. Zur Zeit, da dem Präses der Brief zukommt, stehen sein Bub und dessen Mädchen schon auf der Liste der Nachtbuben verzeichnet. Wie sie gestraft werden sollen, ist zumal aber noch nicht entschieden.

Den Brief endlich, den hat die Helmine zuwege gebracht. Und das ist so zugegangen. Eines Abends klimpert sie am Klavier, und so sehr sie hämmert, so macht ihr die Musik doch das Herz weich. Wenn der Helmine aber das Herz weich ist, dann stände sie am liebsten vor's Haus hin, thäte die Arme auf und riefe dem ersten besten Buben, daß er ihr an dieses Herz liege. Sie ist zu solchen Zeiten ein gar liebebedürftiges Täubchen. An dem Abend nun liegt ihr das Heimweh nach dem Muheim-Kari, der sonst manchmal zugesprochen hat und sich jetzt lang nicht mehr hat sehen lassen, besonders schwer in den Gliedern. Wie sie nun an den Buben denken muß, fällt ihr die Diog-Anna ein. Dabei wird ihr die Weichherzigkeit und das Heimweh zu lauter Groll und Gift. Sie hat keine Ruhe in der Stube mehr und stiehlt sich zuletzt nach ihrer stillen Kammer, um dort nachzudenken, was sie dem Kari und der Anna wohl so recht Leides anthun könnte. Sie muß sich nicht einmal lang besinnen; es ist merkwürdig, wie leicht die bösen Wege zu finden sind. Ueber einer kleinen Weile legt sie auf ihrem Tisch Papier, Feder und Tinte bereit, und in ihrem Kopf steht ein Brief schon fertig, den sie zu schreiben sich vorgenommen hat. Aber als sie sich zum Schreiben hinsetzen will, klopft ihr das Herz wie der Hammer beim Sensendengeln. Es fällt ihr ein, es könnte doch im Dorf einer sein, der ihre Schrift kennt, die Schrift, in der sie etwas sagen will, was sie nachher bei Leibe nicht

gesagt haben möchte. In diesem Augenblick hört sie den Gurzer mit seinen Holzschuhen die Stiege heraufpoltern, da geht ihr ein Licht auf. Sie macht die Thür ein klein wenig auf und ruft ein „Pst! Pst!“ Der Gurzer ist nur schwerhörig, wenn er nicht hören will, und wenn ihn die Helmine in ihre Kammer ruft, so hört er trotz seiner Jahre noch gut. So schlüpft er denn auch gleich von den Holzböden und tritt ihrem Wink folgend in ihre Stube.

„Was ist?“ frägt er drinnen leise. Er ist ein bißchen scheu; denn er ist ein Junggeselle und nie in so einem weiblichen Heiligtum gewesen; sie haben ihm in seiner Jugend die Leiter jedesmal umgeworfen, die er zum Einsteigen angestellt gehabt hat.

„Du mußt mir einen Brief schreiben,“ sagt die Helmine kurzweg.

Der Gurzer dreht sich schon wieder der Thüre zu.

„Mein Trost, mein Trost, ich und schreiben! meinst, weil ich melken kann! Milch ist keine Tinte und eine Kuh kein Federhalter.“

„Schwatz nicht,“ erbost sich die Helmine gleich, „ich weiß, daß du schreiben kannst. Und jetzt hock und thus.“ Damit packt sie den Alten bei den Achseln und hat ihn im nächsten Augenblick auch schon auf dem Stuhl vor dem Tisch.

Er wehrt sich noch ein wenig. Die Sache wird ihm aber interessant, als die Helmine ihm klar macht, daß sie nicht selber schreiben kann, weil niemand wissen darf, wer geschrieben hat. „Ja, wem soll ich denn schreiben?“ frägt er und putzt die Feder, die er eingetunkt hat, an der Hose wieder trocken.

„Dem Präses,“ bescheidet ihn die Helmine.

„Dem? Und was?“

„Daß er den Kari zurecht putzt, damit er nicht allen schlechten Weibern nachläuft.“

Der Gurzer fährt mit rotem Kopf herum. „So?“ sagt er, „und darunter soll ich ein ‚Mit Gruß, Gurzer‘ setzen? Bist verrückt, Mädchen. Der Präses wird doch wohl von einem Kühknecht keinen Rat brauchen.“

„Bist ein Narr,“ ereifert sich die Helmine wieder, „du brauchst doch keine Unterschrift zu machen.“

„Aha?“ brummt darauf der Gurzer; fast klingt es wie ein unzufriedenes Grunzen. Dann tunkt er die Feder wieder ein. Und die Helmine will keine Zeit verlieren und beginnt zu diktieren. Richtig fängt auch der Gurzer an, die Worte, die sie ihm vorsagt, auf's Papier zu malen. Es ist eine grausame Mühe. Der Knecht schwitzt schon bei den ersten zehn Buchstaben, daß ihm das Wasser nur so herunterläuft. Wie er dann an die Stelle kommt, wo die Helmine sagen will, daß es mit der Diog-Anna ihrer Bravheit nicht mehr ganz sauber sei, da seufzt er zum Steinerbarmen, erhebt sich rasch und sagt: „Nein, mein Herr und Gott, das kann ich doch nicht schreiben, das ist ja — das ist am Ende ja gar nicht wahr.“

Die Helmine hätte fast gelacht, sie kennt ihren Mann.

„Thust nicht ein gutes Werk, wenn du dem Vater hilfst, daß sein Bub wieder brav wird?“

Darauf spitzt der Alte die Ohren. „Ja, ja, hast Recht.“

„Hilf mir, Maria, Mutter Gottes, daß ich ein gutes Werk thue,“ betet er dann in sich hinein und fragt dann wieder: „Ja — aber ist — denn das wahr von der Anna?“

Seine Aeuglein glänzen, als hätte er das „Ja“ gerne, das auf die Frage paßt.

„Sein könnte es beim Donner wohl. Wenn ein Bub Tag und Nacht bei einem Mädchen steckt,“ gibt die Helmine zurück.

„Des Nachts auch?“ hat der Gurzer wieder zu fragen, und schleckt dabei, als steige er selber bei dem Diog-Mädchen ein. Aber die Helmine stößt nur noch ein ungeduldiges ‚Natürlich‘ und ein heftiges ‚Schreib jetzt fertig‘ heraus und schiebt ihn wieder auf seinen Stuhl.

In einer Weile und ohne weitere Störung wird dann das Schriftstück fertig. Als der Gurzer aufsteht, erhebt er seine Augen zur Diele und lispelt: „Heilige Mutter Gottes, jetzt danke ich dir, daß ich eine Sünde habe an den Tag bringen können.“ Damit und mit dem kurzen Dank der Helmine trottelt er aus der Kammer.

Der Helmine muß der Brief beim nochmaligen Durchlesen donnersgut gefallen haben; denn sie hat ihn in des Knechtes Schriftzügen und mit allerlei notwendigen Aenderungen noch einmal abgeschrieben. Die Abschrift ist für die Diogin bestimmt, die sie bekommen soll, wenn erst ein paar Tage hingegangen sind.

IV.

Es ist ein trübseliges Zumfensterhinaussehen, wenn die Bise im Thal bläst und aus ihrer mächtigen Pfeife der Nebelrauch durch das Felsenthor unterhalb Waltingen hereinquillt. Das kommt heraufgewirbelt, als brenne das Land thalab und auf. Die nahen Bergwände treten wie hinter Schleier, dann versinken sie ganz; der Himmel selber geht verloren, und zuletzt bleibt über den Hütten nur der schwere, kalte, graue Dunst, von dem die Matten und Straßen feucht werden wie von schwerem Regen. Der Diog-Anna ist das Herz beklommen, während sie müßig durch die kleinen Wohnstubenscheiben auf die Straße hinunterschaut. Sie hat eben den Tisch zur Plättearbeit hergerichtet und sollte an der Arbeit sein; aber sie ist unwillkürlich zum Fenster getreten, hat die Stirn an den Rahmen gelegt und Stube wie Arbeit hinter sich

Italienisches Bauernmädchen, von Alfred van Muyden.
Bleistiftstudie (1847). Original im Besitz des Malers Etienne Duval, Genf.

vergessen. Die Gedanken plagen sie. Es ist ihr seit ein paar Tagen, als hätte man im Dorf etwas gegen sie. Wenn sie durch die Straße geht, sind die Leute so sonderbar. Steht eine oder einer unter einer Hausthür und sieht sie kommen, so dreht er sich um und geht hinein, wo er sonst gern ein Wort zu ihr gesagt hat. Und kommt gar Jemand mit ihr zu reden, ist ihr, als könne er's nicht kurz genug machen. Oder bildet sie sich das etwa nur ein? Das Mädchen thut einen Seufzer. Vielleicht! Ihr ist nur immer um den Kari Angst. Die Leute sind so mißgünstig! Sie weiß ganz bestimmt, daß im Dorf mehr als genug solche sind, die der Neid plagt, wenn sie an die Diog-Anna denken, die des Präses Bub bekommen soll.

Als die Anna in ihrem Sinnen so weit gekommen ist, verdrängt ein aufsteigendes Zorngefühl die dumpfe Angst in ihr. Pfui über die Mißgünstigen! Ihre Wangen brennen, sie schlägt den schwerbeschuhten Fuß energisch zu Boden. Dann beginnt sie in plötzlichem Entschluß ihre Arbeit; der dunkle Kopf sitzt ihr dabei wieder fest und eigensinnig im Nacken.

Sie hat noch nicht zweimal das Eisen über das erste Wäschestück hin- und wieder gleiten lassen, so hört sie, wie der Briefträger draußen die Thür aufstößt, der Mutter, die in der Küche ist, ein „Gut Tag" bietet und mit ihr ein Gespräch anhebt. Der Anna ist auf einmal heiß ums Herz. Hat der Briefträger etwas für sie gebracht? Einen Brief vom Kari? Sie streckt den Kopf zur Thürspalte hinaus und lacht: „Gut Tag, Josmarie, habt Ihr Geld gebracht?"

Der alte Briefträger ist just am Weggehen. „Grad viel wirds nicht sein," lacht er. „Ein Schatzbrief möchte es schon eher sein, aber — für die Mutter!"

„Red kein Blech, alter Aff," sagt barsch die Diogin, von der es heißt, daß sich der Josmarie nach ihres Mannes Tod einen Korb bei ihr geholt habe.

„Mach du deine Sache," gebietet sie darnach der Anna, gegen die sie die letzten Tage her ein unwirsches Wesen hat. Gehorsam zieht das Mädchen den Kopf zurück und geht an ihren Plättetisch.

Eine kleine Weile vergeht. Das Mädchen arbeitet, und weil es nun einmal daran ist, arbeitet es wacker und so, daß sich ihm Stirn und Wangen dunkler färben. Auf einmal, als es sich umdreht, steht die Mutter hinter ihm und hat einen Brief in der Hand. Sie ist bleich, ihre Lippen zucken, und die Zornthränen stehen ihr in den Augen.

„Da," sagt sie mit einer Stimme, die von Grimm und Kummer ganz lautlos ist, „da — ich habe es ja

immer gesagt, du hast keine Ruh, bis du ins Geschwätz kommst."

Die Anna nimmt den Brief auf, der auf den Tisch geflogen ist; ihre Hand zittert dabei, aber sie liest ihn mutig und rasch.

„Kein Name darunter," sagt sie nachher zwischen den Zähnen hindurch, und ihre blauen Augen sind dunkel vor Zorn. Dann wirft das Uebermaß von Grimm oder Leid sie plötzlich nieder. Sie läßt sich auf einen Stuhl fallen, legt den Kopf auf die auf den Tisch geworfenen Arme und flennt. Alles, was ihr seit dem Morgen auf dem Herzen gelastet, flennt sie aus; ihre Gestalt bebt, so schüttelt sie das Weinen.

Die Alte, die doch sonst keine von den Weichherzigen ist, hat selber Mühe, die Fassung zurückzugewinnen. Was der Brief enthält, ist auch zu schändlich. Sie, die Diogin, wird geschmäht, als wäre im Land keine schlechtere, der Mann im Grabe, der ja freilich im Leben seine Schwächen gehabt hat, wird verschimpft, und das Mädchen dort, das — —

„Ist das wahr, was da drinnen steht von dir?" fragt die Wäscherin auf einmal laut und barsch.

Anna sieht auf. Rote Flecken verunstalten ihr Gesicht; aber die Thränen sinken in ihren Augen nach innen. „Fragt ihr das im Ernst, Mutter?" sagt sie.

Und dann springt sie mit blitzenden Augen auf. „Jetzt erst recht lasse ich nicht von ihm, jetzt erst recht will ich mit ihm reden vor allen Leuten und mit ihm gehen, ob es Jemand sieht oder nicht. Wir sind ehrlich versprochen, wir zwei, und ich brauche mich vor Niemand zu verstecken."

„Langsam, langsam," sagt die Diogin, ihr Gesicht hat einen strengen Zug. Sie zeigt die Meisterin. „Mit dem Kopf kommst nicht durch die Wand. Inskünftig sage ich dir, was du darfst und was nicht. Der Kari soll kommen, wenn er deinen Namen mit dem seinen zusammen ins Amtsblatt setzen will, aber sonst nicht. Und das soll er."

Anna wagt keine Widerrede mehr. So entschlossen hat die Mutter noch selten gesprochen. Das Mädchen beißt darum nur die Lippen zusammen und setzt sich nieder. Zorn und Trotz sind fast größer in ihr als die Qual. Und das weiß sie schon, daß sie den Kari sehen will und muß; wenns nicht mehr offen ist, so muß es im Versteckten geschehen.

Die Diogin hat den Brief vom Tisch genommen und in die Tasche gesteckt, jetzt sperrt sie einen Wandschrank auf und nimmt ein Tuch heraus. „So hast ein ganz gutes Gewissen, Mädchen?" fragt sie jetzt noch einmal, das Tuch in der Hand.

„Warum?" frägt unwirsch die Anna.

„Daß nichts Unrechtes gegangen ist mit dem Bub?" sagt die Diogin mit erhobener Stimme. Und dennoch ist ihre Frage kaum eine ängstliche, so, als kenne sie ihre Tochter wohl genug, um die Antwort vorher zu wissen.

„Wenn ich wüßte, daß Ihr mir wirklich so etwas zutraut, Mutter, so liefe ich Euch davon," sagt die Anna, und ihre kleine Gestalt streckt sich; sie sieht ganz stolz aus.

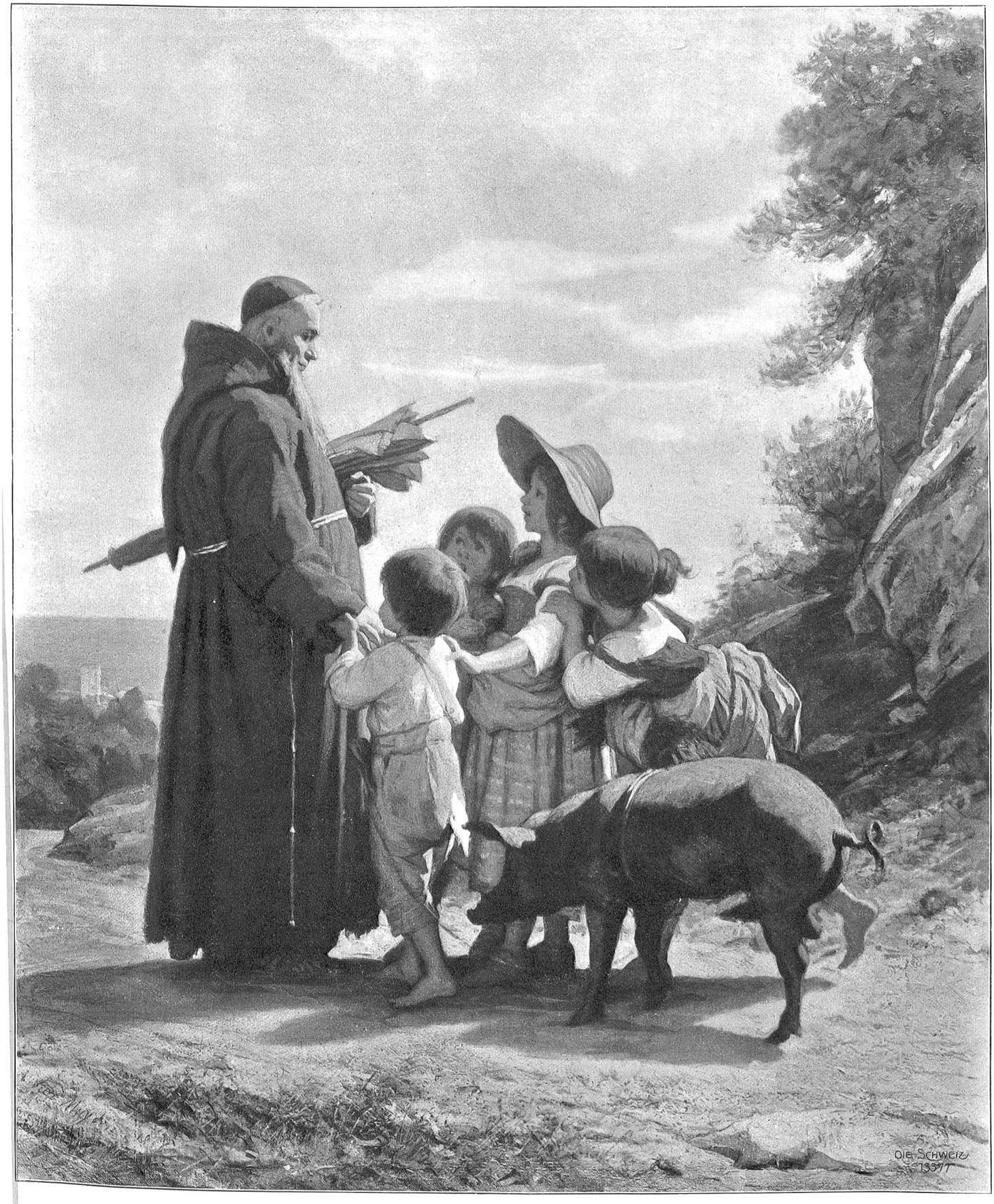
Die Diogin nickt nur und bindet sich das Tuch um Kopf und Brust.

„Wohin wollt Ihr?" fragt das Mädchen, als sie aus der Stube will. — „Zum Pfarrer! Meinst ich lasse das ruhig vorbeigehen," sagt sie und knüllt den Brief in der Tasche zusammen, daß es nur so knittert. Dann geht sie. —

Der Waltinger Pfarrer ist ein furchtloser, strenger und scharfzüngiger Herr, gerade recht für die Waltinger Hartköpfe, von denen manche ihn heimlich in die Hölle wünschen, während er sie in den Himmel bringen soll. Die Diogin muß zudem verstanden haben, seine Entrüstung zu schüren; denn am folgenden Sonntag haben die Waltinger, die den Gottesdienst besuchen, eine schlimme Viertelstunde.

Die kleine Kirche ist wie immer gedrängt voll; an ein Dutzend Männer stehen Hut in Hand noch außerhalb der Kirchenthür. Ist die Andacht derselben auch nicht mehr groß, — sie schwatzen ja mitten in des Pfarrers schönstem Sermon, und einer hat sogar die Cigarre zwischen den Fingern und saugt von Zeit zu Zeit daran, — so sind doch in der Kirche drin die Köpfe so andächtig geneigt, als stehe der liebe Herrgott selber auf der Kanzel. Dort steht aber nur der große hagere Mensch, der Pfarrer, mit dem strengen, graubleichen Gesicht, dem schwarzen Haar und den kalten, grauen Augen, vor denen den Kindern fürchtet, so scharf sind sie. Steht da und fängt an zu reden, ganz still und ganz zahm. „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen!"

(Schluß folgt).



Der Kinderfreund.

Gemälde von Alfred van Muyden (1866).

Original im Besitze des Herrn Pfarrer Charles Martin, Genf.